Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 30 (1974)
Heft: 3

Rubrik: Deutschkenntnisse kleingeschrieben!

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Deutschkenntnisse kleingeschrieben!

Müssen Geschäftsleute schreiben können?

Sie müssen *nicht*. Oder *nicht mehr*. So möchte man meinen, beim Lesen mancher geschäftlicher Schriftstücke, die einem auf den Schreibtisch gelegt werden.
Ich unterhielt mich unlängst mit einem Direktor eines weltweit bekannten Schweizer Industrieunternehmens. Wir sprachen über *Führungsprobleme*, über die Aufgaben und Pflichten unserer Führungskräfte und über das, was ihre Effektivität ausmacht und hemmt.
„Unsere Herren arbeiten unter Zeitdruck und vielfach mit *zu wenig qualifiziertem Personal*", erklärte mein Gesprächspartner. „Bei uns gilt daher leider die Regel, daß Briefe, auch wenn sie in fehlerhaftem und holperigem Deutsch geschrieben sind, unterzeichnet und weggeschickt werden. Einzige Voraussetzung: Der Inhalt darf zu *keinen Mißverständnissen* Anlaß geben. Wir könnten unser Tagespensum nicht erfüllen, wenn wir unsere Mitarbeiter auf tadelloses Deutsch verpflichten würden. Sie haben keine Zeit, unschöne Stellen ihres Diktats nachträglich zu verbessern, Briefe und anderes zweimal schreiben zu lassen."
Ist solche *Resignation richtig*? Sollen wir uns mit Sprachschlampereien im Geschäft abfinden, in der Meinung, sie seien praktisch bedeutungslos und störten bloß einige Pedanten und Ästheten, sonst aber niemanden?
Ich glaube: *nein!* Denn *das Schreiben ist mit dem Denken zu eng verwandt.* Sprache ist Vehikel und Werkzeug unseres Denkens und sein Resultat. Beim schriftlichen Formulieren konkretisieren sich Gedanken, sie nehmen verbindliche Form an, werden fixiert und damit greifbar und mitteilbar. Daher können wir sagen, daß eine *Idee* eigentlich erst existiert, wenn sie sprachlich gefaßt ist.
Zudem kennzeichnet die Sprache die *geistige Erscheinung* des Menschen. Das aber ist im *Geschäftsleben,* wo man Wert auf *Repräsentation* legt, gewiß nicht unwichtig. So wie jemand schreibt, so denkt er: klar, genau, eindeutig — oder flüchtig, fahrig, nachlässig.
Denken, Sprechen und Schreiben sind so eng miteinder verquickt, daß zwischen ihnen eine befruchtende Wechselwirkung besteht. Dazu *Goethe:* „Indem wir uns darum (um das Sprachliche) bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden (schöpferisch denkenden) Vermögen auch wieder zugute kommt."
Wenn heute an unseren Mittelschulen noch *Latein und Griechisch* gelehrt wird, so geschieht das nicht, weil wir uns in diesen „toten" Sprachen verständigen, sondern weil wir an ihnen unser Denken üben wollen. Nebenbei öffnen sie uns auch etymologische Türen, sie erklären uns Geschichte und Ursprung mancher Wörter und lassen uns diese besser verstehen und verwenden. Etwas mehr Latein könnte den heutigen Bankrott der Grammatik verhüten.
Als kürzlich am westschweizerischen Fernsehen über die *ungleichen Bildungschancen* diskutiert wurde, meinte ein Gesprächsteilnehmer, eine der Ursachen seien die schlechteren Ausdrucksmöglichkeiten und die damit verbundene geistige Schwerfälligkeit, welche die jungen Menschen der unteren Sozialschicht mit in die Schule brächten; sie hinderten und hemmten sie in ihrem bildungsmäßigen Aufstieg.
Vielleicht muß ich nun für einen Augenblick ganz deutlich werden und

zeigen, welche sprachlichen Ungereimtheiten die *„Analphabeten" unserer Geschäftswelt* verraten. Es sind nicht nur die klischeehaften Formeln und Floskeln, die schwer verständlichen Schachtelsätze, die geschraubte Ausdrucksweise, der abgestandene Formenkult, das Papierdeutsch, die falsche Wortwahl, die fehlende Gedankeneinheit und Satzeinheit, es sind vor allem auch die *falsch verwandten Metaphern und Bilder.*

Da lese ich in einem Exposé: „Bis wir unser Umsatzziel erreicht haben, werden wir noch einen *langen, steinigen Weg über uns ergehen lassen müssen.*" Bestimmt begehen *wir* den Weg und nicht er uns — wenn nicht Metaphysik im Spiel ist. Jemand bittet mich in seinem Brief *„um mein Telefon"*, das ich ihm leider nicht geben kann, weil es nicht mir, sondern der PTT gehört. Das im Briefverkehr grassierende häßliche Bindewort *„beziehungsweise"*, abgekürzt „bzw.", könnte — angenommen, seine Anwendung sei falsch — elegant ersetzt werden durch „und", „oder", „vielmehr", „genauer", „besser gesagt" usw. Wenn ein Fabrikant von seinem Produkt behauptet, *es besitze ein elegantes Aussehen,* so verstehe ich zwar, was er meint, weiß aber auch, daß er sich die Herkunft und eigentliche Bedeutung des Wortes „besitzen" nie überlegt hat. Würde er schreiben, er besitze einen Haufen Geld, so könnte ich seiner Ausdrucksweise zustimmen.

Es gibt zwei gängige *Ausreden* für solche Sprachschlampereien. Die eine, wir nannten sie schon: ich habe *keine Zeit* für sprachliche Kosmetik. Die andere: ich bin zwar intelligent, ein guter Organisator und Kaufmann, doch mir *fehlt das Sprachgefühl.*

Zur Notlüge des fehlenden Sprachgefühls: *Gehalt und Gestalt der Sprache sind untrennbar.* Denken und Schreiben sind eins: nämlich Auseinandersetzung mit uns selbst, unserer Umwelt und ihren Problemen. Zweck des Denkens ist es, diese Probleme zu lösen. Lösungen liegen aber erst vor, wenn unser denkerisches Bemühen die angemessene, einfache und klare Form gefunden hat. Mit einem Brief oder einem andern geschäftlichen Schriftstück wollen wir *informieren.* Dieses Verb informieren setzt sich zusammen aus „in" und „formare", was auf deutsch soviel bedeutet wie „einformen", also etwas in Form bringen, ihm Gestalt geben, es darstellen und schildern. Das tun wir durch die schriftliche Formulierung.

Nun zum Sprachgefühl: Sprechen wir etwa vom *Denkgefühl? Sprechen* (und schreiben) können ist *denken* können. Sprachgefühl gestehen wir den Dichtern zu, einem *Hölderlin,* einem *Rilke* und allen andern, welche uns durch ihre Kunst die Grenzen des vordergründigen Seins überfliegen und unsere Zugehörigkeit zum Sein jenseits des materiellen Bereichs erfühlen lassen. Das ist ein Akt künstlerischer Schöpfung. Uns aber geht es nicht um Kunst, sondern um die *rein kognitive Funktion der Sprache.*

Die Zeitnot: Ohne Zweifel, wir leiden darunter. Zeit ist ein einmaliger Besitz. Es gibt dafür keinen Ersatz. Zeit läßt sich nicht lagern. Also kargen wir mit unserer Zeit und versuchen, sie mit höchster Effizienz anzuwenden. *Ist aber sorgfältiges Schreiben Zeitvergeudung?* Einen Teil der Antwort haben wir schon gegeben, als wir über den Begriff der Information sprachen. Mit Geschriebenem wollen wir informieren, mit Information einen *Zweck* erfüllen. Das kann uns mehr oder weniger gut gelingen, je nachdem, ob das Geschriebene vom Empfänger mehr oder weniger leicht gelesen oder verstanden wird, ob unsere Gedanken zustimmend aufgenommen werden. Briefe sollen Geschäftsfreundschaften anbahnen oder verdichten, Vertrauen herstellen, über uns aussagen. Ob wir es wollen oder nicht, qualifizieren sie uns. Denn Briefe sind die Stimme des Unternehmens, die unsern Geschäftspartner mehr oder weniger sympathisch berührt.

Bevor wir zu schreiben beginnen, müssen wir den *Kern der Sache* herausschälen. Wir müssen die Materie durchdenken, sie klar ordnen. Schreiben beginnt also nicht mit dem Schreiben, sondern mit dem Denken. Wir müssen auch die Mühe auf uns nehmen, Geschriebenes zu *korrigieren;* denn „Alles Eigene gefällt, solange es im Entstehen begriffen ist. Deshalb müssen wir immer wieder mißtrauisch überprüfen, was wir fertiggebracht haben." So *Quintilian* (römischer Redelehrer).
Auch *Manager* brauchen sich des Korrigierens nicht zu schämen. Die Manuskripte mancher Schriftsteller sehen aus wie Schlachtfelder. Korrigieren ist eine Schule des Schreibens. Und *die Schule des Schreibens ist die Schule des Denkens.* Das Denktraining aber erhöht unsere Denkkapazität, und daß diese ein lohnendes Ziel ist, sehen wir alle ein.

A. Wirz, Werbeberater („NZZ")

Sprachkunde

Das absolute Partizip

Kürzlich wurde ich von einem Lateinlehrer angefragt, ob es im Deutschen eigentlich so etwas wie ein Gegenstück zum lateinischen Ablativus absolutus gebe, und er brachte gleich ein paar Beispiele für eine Art von absolutem Genitiv, da es ja im Deutschen keinen Ablativ gibt. Die Beispiele sind mir nicht mehr gegenwärtig; aber natürlich gibt es solche Formen — man müßte schon fast Formeln sagen — wie etwa: „Stehenden Fußes eilte er zum König" oder „Offenen Mundes (oder gröber: Maules) hörte er zu." Aber solche absolute Partizipien sind gefährlich. Der große Stilist Ludwig Reiners sagt in seiner „Stilkunst": „Alle absoluten Partizipien gehören in den stilistischen Giftschrank, aus dem sie nur die größten Sachverständigen in kleinen Dosen hervorholen dürfen."
Ebenso berichtet Reiners von dem Rex participalis, nämlich von König Ludwig I. von Bayern. Aha! werden Sie sagen, das ist der mit der schönen Tänzerin Lola Montez! Genau der ist es, und die beiden absoluten Partizipien, die der König, auch bekannt als der Gründer der Alten Pinakothek, verbrochen hat, drehen sich gerade um Lola Montez. Er schrieb über die Tänzerin, deren erste Liebe er zu sein glaubte: „Daß ein nie ein schönes Gesicht gehabt habender Mann einer einundzwanzigjährigen Schönheit die erste wahrhafte Liebe einflößte, das tut wohl. (Ich) vergesse nie, als von Stieler gemalt werdend, sie (zu) mir äußerte: „Ich kann München nicht verlassen."
Dem Rex participalis werden auch folgende Verse zugeschrieben:

„Süß und labend
war der Abend
es sich ausgeregnet habend."

Ganz böswillig aber sind die Verse, die er an seinen kinderlosen Schwager Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gerichtet haben soll, als ihn dieser von Lola Montez trennen wollte:

„Stammverwandter Hohenzoller
sei nicht länger mir ein Groller,
lasse mir die Lola Montez,
selber habend nie gekonnt es."

teu.